

# Die Ortsnamen der zürcherischen Nachbarschaft

Autor(en): **Knecht, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **24 (1947)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-841158>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Die Ortsnamen der zürcherischen Nachbarschaft<sup>1</sup>

Von Theodor Knecht

Die Ortsnamenforschung nimmt im Kreise der Wissenschaften eine eigenartige Stellung ein. Ihr Mittelpunkt liegt da, wo sich Geschichte und Sprachwissenschaft überschneiden, d. h. sie bildet für den Historiker wie für den Sprachwissenschaftler gleicherweise eine Rand- oder Hilfswissenschaft. Sie setzt, ihrer Stellung entsprechend, einen Ueberblick und ein Orientierungsvermögen auf sprachlichem und historischem Gebiet voraus und verlangt, je nach dem zu bearbeitenden Material, umfangreiche Einzelkenntnisse. Da die üblichen Studienrichtungen (Geschichte, Romanistik, Germanistik, klassische Philologie) nur zu je einem Teil das notwendige Rüstzeug vermitteln, kann es nicht verwundern, daß wirkliche, restlos durchgebildete Fachleute in Ortsnamenfragen verhältnismäßig selten sind. Sehr häufig dagegen stößt man auf unhaltbare Theorien, die entweder von Historikern ohne sprachwissenschaftliche Schulung oder von Sprachwissenschaftlern ohne Rücksicht auf historische Tatsachen leichtfertig ausgegeben worden sind. Da meist nur der Lokalhistoriker die geschichtliche Entwicklung bis in alle Einzelheiten kennt, leitet sich z. B. für den nur sprachlich gebildeten Ortsnamenforscher die selbstverständliche Forderung ab, solche Spezialisten beizu-

---

<sup>1</sup> Schriftliche Bearbeitung eines Vortrages, der am 26. März 1946 im Historischen Verein gehalten wurde.



ziehen. Ja auch die Zusammenarbeit mit einem Naturwissenschaftler kann nützlich, wenn nicht notwendig sein, denn Fauna und Flora spielen bei der Ortsbenennung eine gewisse Rolle<sup>2</sup>.

Die Ortsnamen, auch diejenigen unserer engeren Heimat, sind uns in der Regel nicht oder nur zum geringen Teile verständlich. Das erklärt sich sehr leicht. Die Ortsnamen haben im allgemeinen das gleiche Alter wie die Siedlungen selbst; sie können und müssen also nicht aus der heutigen Sprachform, aus der Mundart gedeutet werden, sondern aus jenen Sprachformen und Sprachen heraus, die zur Zeit der Gründung und damit der Benennung galten. Der mißglückte Auszug der keltischen Helvetier, ihre Unterwerfung durch die Römer und die Einwanderung bzw. der Einbruch der Alemannen, dies sind die bekannten ältesten geschichtlichen Ereignisse auf dem Boden der heutigen Schweiz. Dementsprechend kommen für die Erklärung unserer Ortsnamen grundsätzlich drei Sprachen in Frage, das Keltische, Lateinische und das Althochdeutsche (im engeren Sinne das Alemannische). Da die Namen, wie alle Wörter der Sprache, lautlichen Veränderungen ausgesetzt sind, stellt der Forscher für die Erklärung natürlich nicht auf die moderne Namensform ab, sondern sammelt die ältesten urkundlichen Belege, die je nach dem Zufall der Ueberlieferung aus dem 9. bis 11. Jahrhundert, in besonders ungünstigen Fällen aus späterer Zeit stammen.

Als Einführung in die Grundsätze der Ortsbenennung sind vor allem solche Beispiele aus naher und ferner Vergangenheit geeignet, wo wir über die näheren Umstände genau unterrichtet sind. Dies trifft in besonderem Maße für Inselnamen zu. Island wurde zwischen 860 und 870 von Norwegen aus besiedelt. Maßgebend für den Namen «Island», d. h. «Eisland» war offenbar das viele Treibeis, das den ersten Ansiedlern den Zugang zur Insel erschwerte, mit anderen Worten der erste Eindruck, den die Ansiedler vom neuen Land empfingen.

---

<sup>2</sup> Historische und pflanzengeographische Hinweise für die vorliegende Arbeit verdanke ich den Herren Dr. K. Schib und H. Hablützel.



Ebenfalls vom ersten Eindruck ließen sich jene Portugiesen leiten, welche die Insel Madeira besiedelten und benannten; «madeira» bedeutet nämlich «Holz» und weist auf den früheren (heute vollständig verschwundenen) Waldreichtum hin. Einen ähnlichen Namen trägt die Inselgruppe der Pityusen (westlich von den Balearen), die im Altertum von griechischen Kolonisten besucht und nach der Pinie, griechisch «pitys», als die «Pinienreichen», Pityussai benannt wurden.

Hingegen enthält der Name der Insel Tasmanien keinen Hinweis auf die Flora, sondern in diesem Namen lebt der Entdecker der Insel, der holländische Seefahrer Tasman fort. Die Cook-Inseln erinnern an den gleichnamigen Weltreisenden, das einsame Salas y Gomez an den Spanier gleichen Namens. Zu Ehren ihres Kaisers nannte die Payersche Nordpolexpedition die Ländermasse, die sie 1873 im nördlichen Eismeer entdeckte, «Franz-Josefs-Land».

Es zeigen sich also zwei Hauptwege der Ortsbenennung: Entweder gingen die Entdecker oder Ansiedler vom ersten Eindruck des Ortes aus oder sie legten dem Ortsnamen einen Personennamen zu Grunde, den Namen des Anführers, Leiters oder Landesherrn. Dieses allgemein gültige Ergebnis benütze ich als Einteilungsprinzip für die in Frage stehenden zürcherischen Ortsnamen und zwar beginne ich mit denjenigen, die einen Personennamen enthalten.

Das heute zur Gemeinde Uhwiesen gehörende «Mörten» ist im Jahre 858 als Morinesvilare belegt. Das zweite Glied dieser Zusammensetzung, das Wort vilare mit der Bedeutung «Hof, Landgut» stammt letzten Endes aus dem Lateinischen<sup>3</sup>; es war als Lehnwort ins Alemannische gedrungen und wurde hier innert kurzer Zeit so heimisch, daß es vollkommen verfehlt wäre, Ortsnamen auf —vilare als römisch zu bezeichnen.

---

<sup>3</sup> villare, substantiviertes Neutrum eines von villa «Landhaus» abgeleiteten Adjektives, das (im 7. Jahrh.) zuerst bei fränkischen Stämmen, besonders im Elsaß als Lehnwort auftaucht.



Der Name des Hofbesitzers steht im Genitiv; er heißt (im Nominativ) Morin, und Morinesvilare bedeutet demnach «Hof des Morin». Auch Morin ist lateinischen Ursprungs, ohne daß man deswegen behaupten könnte, der Träger des Namens sei Römer gewesen. Im Verlaufe ihrer friedlichen Beziehungen und kriegerischen Auseinandersetzungen mit dem römischen Reich hatten die Alemannen, von Lehnwörtern wie vilare usw. abgesehen, auch eine Reihe von Personennamen übernommen, z. B. die in der Kaiserzeit häufigen «Maurus» und «Florus». Sie verwendeten sie teils unmittelbar als Maur, Mor, teils erweiterten sie sie mit ihren angestammten typischen Namensuffixen —in, —o, —ilo zu Moro, Maurilo, Floricho, Florin und Morin (im 8./9. Jahrhundert wurde au im Alemannischen zu o); allerdings steht gerade für Morin noch eine andere, wenn auch kaum wahrscheinliche Erklärung zu Gebote. Es lassen sich nämlich Spuren eines römischen Namens Maurinus (mit lateinischem Suffix —inus!) nachweisen, der das direkte Vorbild von Morin gewesen sein könnte, aber es handelt sich, wie gesagt, um Spuren. Mit Sicherheit dürfen wir soviel sagen, daß der Ortsname Morinesvilare das deutliche Gepräge der römisch-alemannischen Uebergangszeit trägt; er muß jedoch nicht unbedingt aus jener Zeit selbst stammen, weil sich sowohl das fremde vilare wie auch Morin im Alemannischen weitgehend eingebürgert hatten, d. h. sozusagen als alemannische Namensglieder gelten können. Ein Morin gab nämlich auch dem im zweiten Gliede rein alemannischen «Merishausen» den Namen, wie dessen alte Form Morinishusun 846 zeigt. Ueberhaupt sind Personennamen vom Stamme Mor— in der Nordostschweiz reich belegt, z. B. durch die Ortsnamen Mörschwil (811 Maurinisvilare), Mörikon (838 Morinchova) und durch den Namen der Mörsburg (1111 Morisperc).

Die heutige Form «Mörlen» stellt eine derbe Verkürzung des ursprünglichen Namens dar, die natürlich auf Kosten der ausgeprägten Anfangsbetonung geht. Ich reihe die Stufen der Entwicklung unter Zuhilfenahme erschlossener Formen so auf: 858 Morinesvilare — 875/6 Morinsvilare — 892 Morinvilare —



\*Mörnvilar — \*Mörnlar — 1241 Mörla — Mörlen (gesprochen Mörle). Der lautliche Werdegang von «Mörschwil», den wir zum Vergleich heranziehen, legt uns dar, daß sich im Verlaufe der Sprachgeschichte ursprünglich Gleiches ungleich entwickeln kann: 851 Maurinisvilare — 831 Morinisvilare — \*Morinsvila — 1389 Mörswil — Mörschwil. Die Verschiedenheit der Entwicklung liegt wohl in einer etwas anderen Betonung begründet.

Willigis lautete der Name des Alemannen, der sich oberhalb Benken auf der waldigen Höhe des Kohlfirsts ansiedelte; demgemäß hieß die Siedlung bzw. der umstehende Wald «Willigisespuoch» (858), d. h. «Buchenwald des Willigis». Die späteren Formen Wilginspuoh (1241) und Willispuch (1374) setzen eine ähnliche Verkürzung voraus, wie wir sie bei «Mörlen» kennengelernt haben. Der letzte Schritt, die Umgestaltung zu Wildespuch (1753) und Wildensbuch beruht auf volksetymologischer Verknüpfung des Adjektivs «wild», wozu das Abgelegene und Einsame des Ortes mit verführt haben mag.

Das Kollektivwort puoch «Buchenwald» verhält sich zu buocha «Buche» wie tan «Tannenwald» zu tanna «Tanne» und «Birch» zu «Birke». Von Willigis nur im Suffix verschiedene Personennamen liegen in «Wilchingen» (870 Wilchinga) und «Willisdorf» (882 Willichisdorf) vor.

Der Name der Gemeinde Dachsen wurde bis 1753 «Tachsen» geschrieben; dies ist die richtige, den Gesetzen der Mundart entsprechende Form, denn das Appellativ «Dachs», mit dem der Ortsname irgendwie zusammenhängt, lautet in der Mundart tachs und nicht dachs! Wie so oft, richtet sich aber die moderne offizielle Schreibung des Ortsnamens nach der hochdeutschen Entsprechung des Wortes.

Der Lautstand «Tachsen» war schon im Jahre 1290 erreicht; er ist aber nicht ursprünglich, sondern hat sich aus älterem (875/6) Tahsheim ergeben. Die Verflüchtigung des Hinterglie-



des —heim zu —en (gesprochen —e) ist weitverbreitet<sup>4</sup>; in den betreffenden Bewohnernamen, z. B. Tachse—m—er wurde das ursprüngliche —m wiederhergestellt. Da heim in althochdeutscher Zeit «Haus» oder «Hof» bedeutete, ist es klar, daß nicht der Dachs als Tier, sondern Tahs als Personennamen im Vorderglied des Ortsnamens steckt. In der germanischen Namengebung spielten nämlich Tierbezeichnungen ganz allgemein eine gewisse Rolle; besonders Bär und Wolf, Aar und Rabe waren wegen der mit ihnen verbundenen Vorstellungen von Kraft und Gewalt, auch wegen bestimmter religiöser Anschauungen als Namensbestandteile recht beliebt. Vollnamen wie Bernhard, Arnold, Wolfram und die zugehörigen Kurznamen, Bero, Wulf, Wulfila, Hraban, Hram und Rammo beweisen das zur Genüge.

Dort, wo heute Ramsen liegt, baute in alter Zeit ein nach dem Raben benannter Alemanne seinen Hof, der deshalb «Rammesheim», d. h. «Hof des Hram» hieß. Einen Vollnamen mit dem Hinterglied «Rabe», Guntram, enthält der Name der Gemeinde Guntmadingen, älter (1111) Guntramingen. Nach dem Bären nannte sich der maßgebende Sippenführer, der im Dorfnamen «Beringen», nach dem Luchs derjenige, der im Ortsnamen «Luchsingen» fortlebt; «Wülflingen» weist auf einen Personennamen Wulfila, «Wölflein». So reiht sich Dachs (tahs) als Personennamen zwanglos in einen größeren Zu-

<sup>4</sup> cf. Rieheim 1157 — Riehen, Mosheim 1045 — Mosen. Die Karten sind in dieser Beziehung schwankend; bald geben sie der Aussprache folgend «Ramsen», «Riehen», bald mit Bezug auf ältere urkundliche Formen «Stammheim», «Schleitheim» an, obwohl in allen Fällen gleich, d. h. —e gesprochen wird! Manchmal verleitete umgekehrt das —e zu falschen Rückschlüssen: Tegerasgai 837 wurde lautgesetzlich zu Tägersche, das die offizielle Schreibung irrtümlich in «Degersheim» verwandelt hat. Der Schaffhauser Chronist Rüeger scheint sich eine Mode aus solchen falschen Rückschlüssen gemacht zu haben; er schrieb, ohne Berechtigung, «Buchthalheim» (1122 Bochtella!), «Martalheim» (858 Martella!) und «Fürthalheim» (1318 Fürtal). Ausgangspunkte für Rüeger waren die damals üblichen Ausspracheformen gewesen, die ungefähr den modernen entsprochen haben mögen, also Buechtale, Martele und Fürtale.



sammenhang ein und der Ortsname Dachsen stellt sich in die gleiche Linie wie Ramsen.

Selbstverständlich enthalten nun nicht alle Orts- oder Flurnamen, die mit Dachs— beginnen, den Personennamen «Dachs». Beim «Dachsenbühl» (N Schaffhausen) handelt es sich offenbar um einen Hügel, der von wirklichen Dachsen «bewohnt» war; der «Dachsenrain» (Kohlfirst) aber hat mit den Dachsen unmittelbar überhaupt nichts zu tun; er ist mit dem Dorfnamen «Dachsen» zusammengesetzt, denn er gehört der Gemeinde «Dachsen» und bildet die Grenze gegen das Gebiet der Gemeinde Uhwiesen!

Den bekanntesten und weitest verbreiteten Ortsnamentypus der Alemannen stellen unzweifelhaft die Namen auf —ingen dar. Sie hängen damit zusammen, daß sich die Alemannen in Sippen gliederten und sich sippenweise, als politische Einheit ansiedelten. Diese Sippen führten eigene Namen, die mit Hilfe des Suffixes —ing vom Namen des Anführers oder eines Anherrn gebildet waren. Hieß der Sippenführer z. B. Bero, nannten sich die Sippenangehörigen Beringa, hieß er Trullo, Trullinga. Wollte man den Ort zu bezeichnen, wo die Beringa wohnten, so drückte man das durch «ze Beringun» (Dat. pl.), «bei den Beringen», d. h. durch den Namen der Bewohner aus. Auf diese Art des Ausdrucks geht das mundartliche «z Beringe» unmittelbar zurück. «Ze Wulfilingun» bedeutete «bei den Wülflingen, d. h. bei den Sippenangehörigen des Wulfila», heute «z Wülflinge».

Das Suffix —ing lebt übrigens in der Gestalt —ig immer noch in der Innerschweiz und in den Kantonen Bern und Wallis; es dient dazu, die Angehörigen einer Familie zusammenzufassen, z. B. d Heerig, d Schmidige. Aus der Geschichte ist es durch die «Karolinger», «Merowinger» usw. vertraut. Eine zweite Möglichkeit, die Oertlichkeit anzugeben, bestand darin, den Sippennamen mit dem Wort hova «Höfe» zu verbinden, \*Trulling-hova «die Trulling-Höfe», ze \*Trullinghovun «bei den Trulling-Höfen». Aus \*Trullinghovun wurde Trullinchovun (858), daraus Trüllinchon, Trüllikon, Trüllike.



Die häufigen Namen auf —ikon sind also nichts anderes als eine auf dem Zusatz von —hovun beruhende Abart der Namen auf —ingen. Deshalb leuchtet es ein, daß mehrere Paare vom Typ Oerlingen / Oerlikon, Dietingen / Dietikon begegnen.

Flurlingen und Rudolfingen gehören zur Klasse «—ingen», Benken und Ellikon zur Klasse «—ikon».

Ein Personennamen, der genau zu «Flurlingen» passen würde, ist zwar nicht belegt, wohl aber der ähnlich lautende Florin. Eine ursprüngliche Form \*Floriningun kann unbedenklich angenommen werden; *ō* wurde nämlich während des 8. und 9. Jahrhunderts im ganzen germanischen Sprachgebiet zu *uo* diphthongisiert, also mußte sich \*Floriningun zu \*Fluoriningun entwickeln. An Hand der Beispiele Bersiningun 846 / Berslingen (abgegangener Ort zwischen Schaffhausen und Merishausen) und Ruodiningun 827 / Ruedlingen erkennen wir den Hang der Sprache, zwei benachbarte *n* zu dissimilieren; wir nehmen uns das Recht, eine entsprechende Lautentwicklung \*Fluoriningun Fluorlingun vorauszusetzen. Das —*u*— in Flurlinga (Nom. zu Fluorlingun), der erstbezeugten Form aus dem Jahre 876 stellt eine ungenaue Wiedergabe des tatsächlichen Lautwertes dar; daß wirklich —*uo*— gesprochen wurde, beweist die nur wenig jüngere Form Fluorlingin 895. Unter der Einwirkung des nachfolgenden Liquidenpaares —*rl*— hat der Diphthong im Laufe der Zeit an Fülle verloren und lautet heute fast wie ein offenes *ū*, Flueringe bzw. Flürlinge. Der zu Grunde liegende Personennamen Florin stammt, wie Morin, aus der römisch-alemannischen Uebergangszeit. Entweder handelt es sich um eine unmittelbare Entlehnung aus dem Lateinischen; Florinus begegnet nämlich in der Kaiserzeit ziemlich oft (u. a. in Aven-ticum, cf. Howald-Meyer Nr. 207). Möglicherweise liegt aber, wie wir es bei Morin als wahrscheinlich erachteten, eine nach alemannischem Brauch vollzogene Erweiterung des ebenfalls recht häufigen lateinischen Florus vor.

Keiner weiteren Erklärung bedarf in diesem Zusammenhang der rein alemannische Dorfname «Rudolfingen» (858 Ruadolvinga).



Wie «Mörten» stellt «Benken» das Ergebnis einer durchgreifenden Verkürzung dar, ein Ergebnis, das bereits im 13. Jahrhundert erreicht war. Aus jener Form, Benchon 1241, ließe sich der Ursprung des Namens wohl schwerlich gewinnen, wenn uns nicht in Beichinchova 1049 und Pecchinhova 858 ältere Belege zur Verfügung ständen. So aber erklärt sich der Name leicht als «Höfe der Pecchinge, d. h. der Sippe des Pacho». (Das Suffix —ing bewirkte den Umlaut a/e).

Ob das baslerische «Benken» gleichen Ursprungs ist, kann nicht entschieden werden, da dort frühe Belege fehlen. Hingegen erlaubt uns die Ueberlieferung einwandfrei festzustellen, daß das st. gallische «Benken» anfänglich Babinchova (741) «Höfe der Sippe des Babo» hieß, also nicht mit dem zürcherischen «Benken» übereinstimmt. Infolge lautlicher Verschiebungen hat sich aber aus Ungleichem schlußendlich Gleiches entwickelt, während im Falle «Mörten» / «Mörschwil» — wie wir oben zur Kenntnis nahmen — ursprünglich Gleiches zu verschiedenen Ergebnissen geführt hat.

Ellikon (858 Eleenninchova, 1241 Ellinchon) fußt auf dem Sippennamen «Elleninge», d. h. Nachkommen oder Sippengenossen des Ellin. Ob das heutzutage gleichlautende Ellikon a. Th. auch gleichbedeutend ist, muß mangels sicherer Anhaltspunkte unentschieden bleiben.

Die Gruppe derjenigen Ortsnamen, die eine Beschreibung, einen Eindruck des Ortes vermitteln, beginnen wir mit «Marthalen». Dieser Name ist nicht etwa alemannischen Ursprungs, wie die moderne Form mit —thalen vermuten ließe, sondern geht aller Wahrscheinlichkeit nach auf die römische Zeit zurück; eine befriedigende Deutung ist nämlich nur aus dem Lateinischen heraus möglich. Damit stimmt auch die Tatsache zusammen, daß auf der Flur Unterwil unmittelbar westlich vom heutigen Dorfe umfangreiche römische Mauerreste, Amphoren, Heizröhren usw. ausgegraben worden sind.

Von anderen, bekannteren kulturellen Errungenschaften abgesehen, führten die Römer in die römisch-besetzte Schweiz eine Reihe von Pflanzen und Bäumen ein, so den Buchsbaum,



den Kirschbaum und die Rebe. Zeugen davon sind verschiedene schweizerische Ortsnamen, welche die betreffenden lateinischen Wörter enthalten. Mit Ausnahme des st. gallischen «Buchs» setzen alle «Buchs»-Orte lateinisches *buxus* «Buchsbaum» fort, «Buchsiten» (gesprochen Buchsete) und Herzogenbuchsee (gesprochen Buchsi<sup>5</sup>) lateinisches *buxetum* «Buchsbaumwald», «Kersiten» (gesprochen (Chirschete) *cerasetum* «Kirschbaumhain» und «Wimmis» vulgärlateinisches *vindemias* «Weinberge». Eine vulgärlateinische Baum- oder Strauchbezeichnung klingt nun auch an die erste und früheste Form von Marthalen, an Martella (858) an. Das fragliche Wort ist u. a. im Italienischen als *mortella* «Myrte», im Spanischen als *murtilla* «Strauch» und im Rätoromanischen als *marté* «Buchsbaum» vertreten. *marté* kann aus \**murtella* entstanden sein, wie der Parallellfall *tscharvé*: lat. *cervellum* zeigt; die Pluralform *martels* (aus \**murtellas* entwickelt) deckt sich mit «Martels», dem Namen eines Weilers im Prätigau.

Setzen wir Martella (858) dem vulgärlateinischen \**murtella* bzw. dem rätoromanischen *marté* gleich, so machen wir die stillschweigende Annahme, daß die vortonige Silbe *mur*— im ehemaligen Romanischen der Ostschweiz genau so wie im eigentlichen Gebiet des Rätoromanischen zu *mar*— geworden sei. Da nichts dafür, aber auch nichts dagegen spricht, ist diese Annahme an sich erlaubt. Eine zweite Frage ist diejenige der Bedeutung von Martella. Seiner Etymologie entsprechend setzt man für \**murtella* «Myrte, kleine Myrte» an. Nun sind die Blätter des Buchsbaumes und der Myrte zum Verwechseln ähnlich, überhaupt gleichen sich die beiden Sträucher in solchem Maße, daß eine Namensübertragung «Myrte — Buchsbaum» verständlich und begreiflich ist. Was trifft aber im Falle «Marthalen» zu? Daß das rätoromanische *marté* «Buchsbaum» und nicht, wie z. B. die italienische Entsprechung «Myrte», bedeutet, hat keine eigentliche Beweiskraft, obwohl natürlich das Rätoromanische näher liegt. Einwandfrei läßt sich ein Entscheid allein auf Grund der Pflanzengeographie erreichen: Die

---

<sup>5</sup> cf. Ulrich Dürrenmatts «Buchsli-Zitig».



Myrte kommt nur im Mittelmeergebiet vor, sie überdauert höchstens noch im Tessin, aber auch da nur in ganz milden Wintern! Also hieß der römische Gutshof und die daraus sich entwickelnde Siedlung auf der Flur Unterwil «beim» oder «zum Buchsbaum».

Die einbrechenden<sup>6</sup> Alemannen betonten Martella, dem germanischen Gesetze der Anfangsbetonung folgend auf der ersten Silbe; so schliff sich Martella allmählich zu Märtele und Märtel ab, zwei Formen, die heute noch gebräuchlich sind. Da in der Mundart auslautendes —tel in vielen Fällen einem ursprünglichen —tal entspricht (cf. Rheintal: Rīntel, Hardtal: Hārtel), wurde Märtele zu «Marthalen» verhochdeutsch. Bereits mittelalterliche Urkundenschreiber hatten diesen und ähnlichen (telle «Mulde») Assoziationen stattgegeben, wie die Formen Martelle 1278 und Marthal 1315 dartun. Noch weiter war der Chronist Rüeiger gegangen, der nicht nur ein «Tal», sondern aus dem Schluß-e noch ein «Heim» heraushören wollte und demzufolge «Martalheim» schrieb!

War bei «Marthalen» ein besonderes Merkmal der Flora maßgebend, so ist es bei «Langwiesen», 875 Langewisa, die Gestalt des Geländes. «Lange Wiese» nannten die ersten Ansiedler den Ort, weil es sich um ein verhältnismäßig schmales, langes Wiesenband zwischen Rheinufer und Kohlfirstwald handelt. Seiner Struktur gemäß (Attribut und Substantiv) hat der Ortsname ursprünglich zwei Akzente gehabt, einen Nebentakzent auf «lange» und den Hauptakzent auf «wisa». Sobald aber Lange—wisa als Ortsname fest geworden, erstarrt war, d. h. als ein Wort, als Eigenname empfunden wurde, sprang der Hauptakzent nach der Gewohnheit der deutschen Erstbetonung auf die Anfangsilbe über und hatte die teilweise Verkürzung der nachtonigen Silben zur Folge. Aus Langewisa wurde Lángwise. Die schriftsprachliche Form Langwiesen ver-

---

<sup>6</sup> Nach dem unverschobenen —t— zu schließen, bezogen sie die Römersiedlung erst nach der hochdeutschen Lautverschiebung, mindestens nach der Verschiebung des —t—, also ungefähr im 6./7. Jahrhundert. (Cf. Bruckners Aufsatz über die Sprachgrenze in *Vox Romanica* I.)



dankt ihr Schluß-n entweder der alten Dativform —wisen (Ortsnamen kommen ja meist im Dativ, von Präpositionen abhängig, vor) oder einer Analogie des Verhältnisses von Schriftsprache und Mundart in Fällen wie Frauen—Fraue, Wiesen—Wise. Gleichbedeutend mit Langwiesen sind das bündnerische Langwies (998 Prato longo) und die verschiedenen «Prazlong» in den Kantonen Wallis und Fribourg.

Der Name «Uhwiesen» entzieht sich einer sicheren Deutung vor allem deshalb, weil er erst aus ziemlich später Zeit, aus dem Jahre 1290, als Uowisan bezeugt ist. Ein Blick auf die Reihe Pecchinova—Benchon—Benken erinnert uns daran, daß die Formen des 12./13. Jahrhunderts (Benchon!) gegenüber den aus dem 8., 9. und 10. Jahrhundert stammenden in der Regel beträchtliche Veränderungen, insbesondere Verkürzungen aufweisen. Bezüglich der möglichen Vorstufen von Uowisan sind wir nicht, wie im Falle «Flurlingen» in der Lage, durch einen Personennamen sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Wir nehmen deshalb notgedrungen, aber mit allen Vorbehalten «Uowisan» zum Ausgangspunkt unserer Deutung. Das scheinbar naheliegende mundartliche Ortsadverb ue «hinauf» fällt aus dem Grunde außer Betracht, weil es gar nicht aus älterem uo, sondern aus uf—hin bzw. uf—her entstanden ist; der Ortsname hätte also im Jahre 1290 \*Ufhin—wisan lauten müssen! Dem ist aber nicht so. Ein zu Uowisan irgendwie passendes Präfix uo— findet sich im Althochdeutschen allerdings in einer beschränkten Anzahl von Wörtern, so in uo—hald «abschüssig, geneigt», uo—quemo «Nachkomme»; die betreffenden Wörter stimmen jedoch nur teilweise mit Uo—wisan überein, indem sie wohl ein Präfix uo— enthalten, aber in Verbindung mit Verbalwurzeln oder Adjektiven, während in Uo—wisan uo— anscheinend mit einem Substantiv verbunden ist. Außerdem bleibt die Bedeutung des Präfixes dunkel. Am ehesten scheint mir der Schluß zu verantworten, «Uhwiesen» bedeute (cf. uo—hald) «abschüssige Wiesen», umso mehr als dies mit den topographischen Verhältnissen im Einklang steht. Aus sprachlichen und historischen Gründen (späte Bezeugung) fällt



jedoch diese Deutung wie auch die übrigen, die auf «abgelegene Wiesen» und «Wiesenrand» lauten, unter ausdrücklichen Vorbehalt. Der Name des Weilers Uhwilen (S Steckborn), der seiner modernen Schreibung nach das gleiche Präfix wie Uhwiesen aufzuweisen scheint, stellt sich bei näherem Zusehen als andersartig heraus; er ist nicht aus \*Uowilen, sondern aus Unwille (1303) entstanden.

Wie «Marthalen» erweckt der Name «Radhof» in seiner verhochdeutschen Gestalt, wie sie die Karte verzeichnet, gänzlich falsche Vorstellungen. Von einer alten Mühle bzw. von einem alten Mühlrad kann keine Rede sein, denn weit und breit fehlt ein Bach. Die Siedlung ist im Jahre 1241 als «Rode» und im Jahre 1315 als «hof ze Rode» belegt. Auf diese Formen geht die heutige, im benachbarten Marthalen übliche Aussprache Rodhof (mit offenem erstem o) zurück. «Rod» steht in einem bestimmten Ablautsverhältnis, d. h. bildet eine Nebenform zu dem in der Schweiz bedeutend häufigeren «Rüti» und hat den Sinn «gerodetes Land». Das im Althochdeutschen (rod. n.) noch lebendige Wort hat in unseren Mundarten dem beliebten «Rüti» weichen müssen; es hat sich nurmehr in einigen Orts- und Flurnamen wie «im Rod» (Wildensbuch), «im nidern Rod» (1396 Baden), «Rodwiesen» (Thurgau) und eben «Radhof» (gesprochen Rodhof) gehalten. «Rod» mutet uns deshalb nicht eigentlich fremd an, weil wir das daraus abgeleitete Verbum «roden» aus der Schriftsprache kennen. In Deutschland halten sich nämlich «reuten» und «roden» ungefähr die Waage<sup>7</sup>; das kommt durch die fast gleichmäßige Verteilung von Ortsnamen zum Ausdruck, die bald —reut (Bayreuth, Föhrenreut), bald —rode (Friedrichroda, Elbingerode) bieten.

Den frühesten Beleg und die weitaus häufigsten Belege überhaupt besitzen wir von «Rheinau»; dieser Name sticht nun von den übrigen insofern ab, als er in seiner modernen Gestalt ohne weiteres verständlich ist, während die früheren Formen

---

<sup>7</sup> Unsere Mundarten haben gemäß ihrer Vorliebe für «Rüti» einseitig rüüte bevorzugt.



einer Erklärung bedürfen. «Rheinau» bedeutet natürlich nichts anders als «Rhein-Au», d. h. «Rhein-Wiese». Das Wort «Au» lebt zwar als Appellativ nur noch in der poetischen Sprache, ist uns aber aus vielen Beispielen vertraut. (In Gottfried Kellers «Rheinbildern» . . . Wie still! Nur auf der Klosterau / Keift fernhin eine alte Frau . . .; im Studentenliede . . . Wenn die Auen grünen und die Bächlein rinnen . . .). «Au» hat immer eine Beziehung zum Wasser; entweder handelt es sich um eine Wiese im Fluß, um eine Insel (Mainau, Reichenau, Ufenau usw.), eine Wiese am Fluß (Aarau, Eglisau, Thurau; die «Klosterau» in Kellers Gedicht) oder zum mindesten um eine sumpfige oder von einem Bach durchflossene Wiese (Hallau, Illnau, Hittnau). Diese Tatsachen erklärt und bestätigt die Etymologie des Wortes; es lautet im Mittelhochdeutschen ouwe, im Althochdeutschen ouwa und auwia. Diese letzte Form erkennt der Sprachwissenschaftler als unter der Wirkung des sog. Vernersehen Gesetzes stehende Ableitung des althochdeutschen aha «Wasser». auwia, ouwa bedeutet also eigentlich «die Wässrige».

Für «Rheinau» verwertet, ergeben diese Tatsachen, daß der Name offenbar in erster Linie für die Rheininsel gegolten hat, auf der die Klostergebäude standen und stehen, und erst nachträglich auf die am Ufer anwachsende, seit dem 13. Jahrhundert als «Stadt» (oppidum) bezeichnete Siedlung übergriff. In den ältesten Urkunden ist ja auch stets nur vom Kloster die Rede. Namensformen wie Rinauva 852/858, Rinouva 870, Rinowa 892, Rinowe 1248, Rhinow 1606 sind nach dem Gesagten durchaus klar. Der «Rhein» erscheint als Vorderglied der Zusammensetzung in seiner vollen alten Gestalt «Rin», d. h. mit dem Schluß—n, das sonst, den Auslautsgesetzen der Mundart entsprechend, ausgefallen ist. Im Inlaut hat sich das —n—, wie im Falle «Dachsemer» das —m—, halten können.

Im übrigen sind für «Rheinau» noch zwei mehr oder weniger künstliche Formen bezeugt, Rinaugia 844 und Renaugia 860. Beide stellen Versuche dar, die alemannische Lautform des Namens der Sprache der betreffenden Urkunden, dem Lateinischen anzupassen (Ren— z. B. ist auf den lateinischen Namen



des Rheines, Rhenus, abgestimmt); beide vergewaltigen die echte Lautform ungefähr so, wie dies die offiziellen verhochdeutschen Namensformen von Marthalen, des Radhofes usw. tun.

Es ist kein Zufall, wenn der Name der Gemeinde Feuerthalen einer Deutung erhebliche Schwierigkeiten entgegengesetzt. Der erste Beleg stammt nämlich aus noch späterer Zeit als derjenige von Uhwiesen, er findet sich in einer Urkunde des Jahres 1318 und lautet Fürtal. Die übliche Erklärung, die letzten Endes auf den Chronisten Rüeger zurückgeht<sup>8</sup>, gibt «Furttal» an. Ganz abgesehen davon, daß «Furttal» ja ein Tal mit vielen Furten bezeichnen würde<sup>9</sup> und als Name der Siedlung nur dann in Frage käme, wenn Feuerthalen Hauptort eines «Furttales» wäre, widerspricht diese Deutung gewissen wesentlichen sprachlichen Gesetzen. Der Umlaut in «Fürtal» weist nämlich, wenn es sich wirklich um das Wort «Furt» handelt, entweder auf einen Plural (furti) oder einen Dativ Singular (furti), also auf ursprüngliches \*Furti-tal. In Zusammensetzungen verwendet jedoch die Sprache keine Kasusformen, sondern stets den reinen Stamm, dem im Falle von «Furt» kein —i— zukommt, der also auch keinen Umlaut bewirken kann. Folglich darf «Fürtal» nicht als eigentliche Zusammensetzung mit der Bedeutung «Furttal» gelten!

Theoretisch möglich, aber ohne praktische Beweise ist die Deutung von J. U. Hubschmied. Er schließt, daß das lateinische fiber «Biber» im Romanischen als \*fiwro, \*fiuro weitergelebt habe und von da als «fiur» ins Deutsche gedrungen sei. «Fürtal» hieße demgemäß «Bibertal». Dieser Name leuchtet ebensowenig ein wie «Furttal»; er müßte ein Tal oder zum mindesten eine Siedlung in einem Tale bezeichnen, durch das ein «Biber-Bach» fließt, wie dies beim «Bibertal» im Kt. Schaffhausen zutrifft!

---

<sup>8</sup> p. 385, 14 «Ich halt Fürtalheim (cf. Anm. 4) eben als für eine alte gelegenheit des fars halben als Schaffhusen».

<sup>9</sup> Dies ist beim «Furttal», das sich vom Katzensee gegen Würenlos erstreckt, tatsächlich der Fall; «Furt» steht hierbei in der selteneren Bedeutung «Bewässerungsgraben».



Nun steht im Zusammenhang mit der Frage «Feuerthalen» die Tatsache unbedingt fest, daß es in alter Zeit eine Furt gab. Eine Urkunde aus dem Jahre 1050 zitiert «an der Schaffhauser Furt gelegene Aecker»<sup>10</sup>. Aus der Lokalgeschichte geht weiter mit Deutlichkeit hervor, daß die Uferlinie bei der heutigen Schaffhauser Schiffflände und Straßenbrücke nach Feuerthalen das Ergebnis einer mühsamen und langedauernden Aufschüttung darstellt. Der Rhein war also an dieser Stelle ehemals bedeutend breiter und folglich auch seichter. Schließlich kennt der Schwimmer auf der Höhe des Gaswerks und in der Rheinbadeanstalt heute noch Stellen, wo er trotz der Stauwirkung des Moserdammes (1866) bei nicht sehr hohem Wasserstand bequem absteigen kann.

Weniger als Beweis denn als Bestätigung des Obigen mag die Beobachtung gelten, daß Brückenübergänge oft an ehemaligen Furtstellen errichtet worden sind. Die Rhonebrücke bei Riddes im Unterwallis überspannt eine alte Furt («Riddes» leitet sich aus dem keltischen ritu— «Furt» her), ebenso die Thurbrücke bei «Dietfurt» im Toggenburg und die Straßenbrücke über Schwendibach und Necker bei «Furt» im Neckertal. Diese Tatsache ist besonders oft in Frankreich festgestellt worden; daher das gelungene Wort des Forschers Camille Jullian «Le gué amène la route, la route finit par créer le pont».

Angesichts dieser Gegebenheiten liegt es nahe, eine neue, den Sprachgesetzen Rechnung tragende Deutung auf der Grundlage von «Furt» zu versuchen. Aus den sprachlichen Schwierigkeiten heraus vermag nur ein Ausweg zu führen, der folgende Richtung einschlägt: Der Name «Fürtal» ist nicht auf einmal, d. h. durch Zusammensetzung geschaffen worden, sondern hat sich allmählich durch Erweiterung ausgewachsen. Ich nehme an, das Ufergelände und damit die erste Siedlung am Südende der Furt habe ursprünglich «Furti» (Dat. sg. von

---

<sup>10</sup> Baumann, Allerheiligen p. 6 ... quosdam agros in vado Scaphusensi sitos ...; Material für den geologischen Nachweis beim städt. Tiefbauamt.



furt<sup>11</sup>) geheißen, also «(bei der) Furt». Wirklich belegt ist «Furti» z. B. als älteste Namensform von Fürth bei Nürnberg, von Furth am Inn, und ein Uolrich de Furti<sup>12</sup> erscheint in einer Zürcher Urkunde aus dem Jahre 1228.

«Furti» ist also als Name von Oertlichkeiten, die an Furten liegen, ausreichend bezeugt; auch die entsprechende Pluralform, d. h. der Dat. pl. furtin kommt vor. Er liegt, um nur ein Beispiel zu geben, dem Namen des Weilers «Fürten» bei Sumiswald zu Grunde, wo mehrere Furten über die Grüne bestanden und bestehen; eine davon wird heute noch in wasserarmen Sommern für Heutransporte benutzt. Südlich von «Fürten» verengt sich das Tal zum «Fürtenschachen». Es ist ganz klar, daß dieser Name erst gebildet wurde, nachdem der Dat. pl. «Fürten» als Ortsname fest geworden, erstarrt war. Denn läge tatsächlich eine alte Zusammensetzung in der Bedeutung «Schachen mit Furtstellen» vor, so hieße dieser Schachen «Furtschachen»! Grundsätzlich gleich denke ich mir die Verhältnisse bei «Fürtal».

Vom Brückenkopf «Feuerthalen», vom Südende der ehemaligen Furt zieht sich ein deutlich erkennbarer Einschnitt, eine Art Mulde mit ausgeprägter rechter und etwas verwischter linker Seitenwand gegen die heutige Kirche hinauf; in ihrer Rinne verläuft und verlief der alte Weg nach dem Hinterland, oder umgekehrt ausgedrückt, die Furt hatte die Straße in und durch diese Mulde angezogen. Da dieser Einschnitt oder dieses «Tal» als kurze, aber wichtige und steile Verbindung von der Kirch-Terrasse zur Siedlung \*Furti hinabführte und überdies die Siedlung selbst allmählich in das «Tal» hinein- und hinaufwuchs, bildete sich der Name \*Furti-Tal bzw. mit Umlaut und haplogischer Verkürzung Fürtal. Diese

---

<sup>11</sup> furt war eigentlich u-Stamm, wie das etymologisch entsprechende lat. portus zeigt, und ist als solcher mit den meisten übrigen u-Stämmen in die i-Deklination übergeführt worden. Die Urbedeutung war «Einfahrt» (lat. portus, norw. fjord), «Durchfahrt» (ahd. furt, agls. ford, kelt. ritu-).

<sup>12</sup> Genaue Lage unbekannt.



Bezeichnung, die eigentlich nur für die Mulde, für das steile Talstück des Weges galt, griff dann auf die Siedlung selbst über. Bei Angabe der Wegrichtung war es sowieso gleichgültig, ob man \*Furti oder Fürtal sagte, und sobald die beiden Wörter einmal als gleichwertig aufgefaßt werden konnten, unterlag natürlich das schwächere \*Furti dem volleren Fürtal.

Aehnliche Fälle von Namensübertragung lassen sich übrigens häufig nachweisen; «Muotathal» bezeichnet ursprünglich das ganze Tal und erst in zweiter Linie das im Talgrund gelegene Dorf, ebenso «Eigenthal». Der Name der «Biber» (alt «Biberaha», d. h. Biberbach) ging unverändert auf zwei am Bach entstandene Siedlungen über, auf «Bibern» (875 Piberaha) und «Hof Bibern» oder «Bibermühle» (1050 Biberaha)!

Das Einzigartige bei «Fürtal» liegt also nicht in der Namensübertragung an sich, sondern darin, daß zuerst das Tal nach der Siedlung, darauf die Siedlung nach dem Tal benannt wurde.

Der Dativ von «Fürtal» lautet «Fürtale», und aus dieser oft gebrauchten Form erklärt sich die heutige Aussprache Fürtale, Fürtale. Betr. Rüegers Phantasieform «Fürtalheim» cf. Anm. 4. Die ab 1688 übliche Schreibung Feurtal(l)en, Feuerthalen stellt eine Umsetzung ins Hochdeutsche unter dem Eindruck von füür = Feuer dar. Die Lautentwicklung hatte eben die Erinnerung an \*Furti längst gelöscht und die Assoziation mit «Feuer» bewirkt. Diese nachträgliche Verknüpfung wiederum verdrängte die ursprünglich kurze und eher offene Aussprache des ü; heute spricht man den Vokal mehrheitlich lang und geschlossen wie eben in füür.

Nicht auf eine Furt, wohl aber auf eine andere Art des Flußüberganges weist «Urvar», der ursprüngliche Name des Weilers Nohl. «Urvar» oder «Urfar» ist von 1330 an reichlich belegt und bedeutet «Landeplatz, Ueberfahrtsstelle». Der heutige Fährbetrieb Nohl-Dachsen hängt also mit uralter historischer Tradition zusammen.

Urfar liegt auch dem badischen Urphar (am Main) und dem österreichischen Urfahr (gegenüber Linz) zu Grunde, während



das einfache var «Landeplatz, Fähre» im Namen des Klosters Fahr weiterlebt.

Nach Urkunden aus den Jahren 1392 und 1493 zu schließen, war Nol im zürcherischen Urvar der Geschlechtsname schlechthin. Nach den neuesten Theorien (cf. Oettli 123) soll Nol mit griechisch-lateinischen *naulum* «Fährgeld» in Zusammenhang stehen. Das leuchtet zwar auf den ersten Blick ein, weil es gut zum Fährbetrieb passen würde. Bei vorsichtiger Prüfung der Verhältnisse gelangen wir jedoch zu einem anderen Ergebnis, das sicherer, wenn auch weniger schlagend zu sein scheint. Die schweizerischen Mundarten kennen ein Wort, das «rundliche Bergkuppe» und in übertragenem Sinne «plumper Mensch, Dickkopf» bedeutet. Diese schon aus alt-hochdeutscher Zeit (*hnol* «rundliche Erhöhung») bekannte Bezeichnung erscheint je nach Gegend als Noll mit kurzem oder Nol mit langem o. Sie diene schon früh als Familienname. Das ist durchaus nicht befremdlich, wenn man bedenkt, daß in älterer Zeit mit Vorliebe Bezeichnungen körperlicher und geistiger Mängel, körperliche und geistige Merkmale überhaupt für Personen- und Familiennamen verwendet wurden. Da die Form mit den Gesetzen der lokalen Mundart in Einklang steht (die Wechselform Noll ist im «Nollenbuck» bei Bargaen enthalten), kommen wir zum Schluß, die Nolen von Urvar hätten ihren Namen nicht von «fährgeldgierigen», sondern von dickköpfigen Vätern geerbt. Tüchtige Fährleute und Fischer waren eben nur gerade sie und nicht alle ihre Namensvettern in den Kantonen St. Gallen, Zürich, Bern usw.!

Der Geschlechtsname der Einwohner von Urvar hat im Verlaufe des 16. Jahrhunderts den alten Ortsnamen verdrängt, wie das Verhältnis der Bezeichnungen in Rüegers Chronik (p. 489, 15) dartut: «Das Nol... würt ouch etwan Urfar gnamset.»

In späterer Zeit lebt nur noch das jüngere, wenigstens in seiner Rolle als Ortsname jüngere «Nol». Ein ähnlicher Vorgang ist aus dem Kt. Baselland bekannt: Der auf der Karte



als «Liedertswil» (1471 Lieterszwyl) verzeichnete Ort heißt allgemein Tschoppenhof, nach dem Geschlechtsnamen Tschopp.

Die einzelnen Stufen der Entwicklung von Urfar bis Nohl sollen im Zusammenhang mit einer weiteren Besonderheit besprochen werden, durch die sich «Nohl» von den übrigen Ortsnamen scheidet; man verbindet nämlich das «Nohl» immer mit dem bestimmten Artikel, man wohnt «im Nohl», kommt «vom Nohl» und nicht «z Nohl», «vo Nohl»! Diese besondere Behandlung gründet sich auf folgenden Umstand:

Wie das Beispiel «Tschoppenhof» vermuten läßt, dürften Formen wie \*Nolenhof, \*Nolenhus und \*Nolhus den Uebergang von Urfar zu Nohl vermittelt haben. Tatsächlich ist eine entsprechende Vorstufe «der Nolen huß» belegt (Urk. 1392, zitiert bei Rüeger, p. 489, 23). Mit diesem Ausdruck kann, streng genommen, nur ein bestimmtes Haus gemeint sein, in dem Leute mit dem Geschlechtsnamen Nol wohnten. Vermutlich war eben dieses Haus längere Zeit das einzige oder doch das wichtigste Haus bei der Ueberfahrtsstelle, und so hat der Wechsel Urfar / «der Nolen huß» nichts Befremdliches an sich.

Das aus dem etwas umständlichen «der Nolen huß» vereinfachte \*Nolenhus oder \*Nolhus mußte mit dem Artikel verbunden werden, denn der Gebrauch des Artikels, der in althochdeutscher Zeit (in der die meisten Ortsnamen entstanden) erst vorbereitet war, hatte sich mittlerweile restlos durchgesetzt. Es mußte also, wie z. B. das «Unterneuhaus» zeigt, «das \*Nolenhus», «das \*Nolhus» heißen. Da das zweite Glied der Zusammensetzung, —hus, als minder wichtiger und deshalb nicht unbedingt notwendiger Bestandteil allmählich ausgelassen wurde, blieb schließlich «das Nol» übrig. (Das —h— der modernen Schreibform «Nohl» soll die Länge des —o— angeben.) — Für jeden einzelnen Schritt der nicht alltäglichen Entwicklung, die von «Urfar» zu «Nohl» führte, steht Vergleichsmaterial zur Verfügung. Ueber «Liedertswil-Tschoppenhof» siehe oben. Morinesvilare, Tahsheim hießen die Einzelhöfe, die ihren Namen auf die später anwachsenden Siedlungen «Mörten», «Dachsen» ausdehnten. Einen Parallelfall aus



neuerer Zeit bildet «das Unterneuhaus»; so nennt der Klettgauer heute die ganze Siedlung, die sich beim eigentlichen «Unterneuhaus» im Zusammenhang mit dem Bahnbau entwickelt hat. Umgekehrt bezeichnet der Wilchinger oder Hallauer die Siedlung auch etwa als «die Station», weil der Bahnhof heute das Wichtigste ist! Die Verkürzung \*Nolhus — Nol mögen die aus den Thaynger Flurnamen herausgegriffenen Reihen «Im Gigerschlatt» — «Im Gigerhüsli» — «Im Giger» und «Wiggenacker» — «Im Wiggen» veranschaulichen. Besonders häufig ist diese Erscheinung sonst bei Namen von Rebbergen zu beobachten; lediglich den Familiennamen der betreffenden (ehemaligen) Besitzer enthalten (im Raume Steinramsen) die Flurbezeichnungen «im Blaurock», «im Hoppihoh», «im Bläsi», «im Hansmichel». Das als selbstverständlich empfundene Grundwort Wingarten bzw. Wingert blieb weg.

Hängt im Falle «Nohl» der Artikel mit dem verhältnismäßig späten Aufkommen des Namens zusammen, so liegen die Dinge beim «Laufen» offensichtlich etwas anders. Die Siedlung am Rheinfall erscheint in einer lateinischen Urkunde des Jahres 858 als «ad Loufen», d. h. «am Wasserfall»; das deutsche Wort loufe (Dat. loufen), das in einzelnen Mundarten bis zur Neuzeit fortgelebt hat, bedeutet nämlich «Stromschnelle, Wasserfall». Da es bei Richtungsangaben (von . . . , nach . . . ) keinen Unterschied ausmachte, ob man den Rheinfall selbst oder den Ort meinte, bürgerte sich «Loufen» gleicherweise als Bezeichnung des Falles wie der Siedlung ein. In mittelhochdeutscher Zeit verband die Sprache dann, wenn es sich um den Rheinfall handelte, loufen mit dem Artikel, denn «loufen» war ja damals noch kein Eigename, sondern ein allgemein geläufiges Wort mit der Bedeutung «Stromschnelle, Wasserfall». (Im alten Schaffhausen nannte man die Lächen «den oberen Laufen», den Rheinfall «den unteren Laufen»!) «Loufen» war aber zugleich der Name der Siedlung und so setzte sich der Gebrauch des Artikels auch dort fest, da eben eine strenge Scheidung bei Richtungsangaben gar nicht möglich und überdies nicht unbedingt nötig war. Deshalb



kommt man noch heute «vom Laufen» (also eigentlich vom Rheinfall), geht «in den Laufen hinunter» (Ort), wohnt «im Laufen» (Ort).

Nach Stromschnellen sind, vom «Laufen» abgesehen, die beiden Städtchen Laufenburg am Rhein<sup>13</sup> und Laufen an der Birs benannt. Dieses letztere «Laufen» wird nicht mit dem Artikel verbunden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil jener Wasserfall nicht die Bedeutung des Rheinfalles hat. Es fiel niemandem ein, die Wegrichtung nach dem Wasserfall anzugeben, denn hier war das Städtchen und nicht der Fall das Wichtige. Die äußeren Verhältnisse schlossen also eine Uebertragung des Artikels vom Wasserfall, wo der Artikel allein möglich gewesen wäre, auf den Namen der Stadt von vornherein aus.

In diesem Zusammenhang sei nachgetragen, daß die poetische Sprache, die das Wort Au «Insel, Wiese am Wasser» noch pflegt, dementsprechend das Recht hat, die Rheinauer Klostersiedlung als «die Rheinau» anzuführen<sup>14</sup>. Sonst stehen die Ortsnamen natürlich ohne Artikel; sie gehören eben zur Klasse der Eigennamen, d. h. sie waren bereits zu Eigennamen erstarrt in jener Zeit, als das Deutsche den Gebrauch des Artikels in weiterem Umfange aufnahm.

### Bibliographie

- Bruckner, Schweizerische Ortsnamenkunde, Basel 1945.  
Fürstmann, Althochdeutsches Namenbuch, Bonn 1900 ff.  
Howald-Meyer, Die römische Schweiz, Zürich 1941.  
(Hubschmied, Vorlesungen an der Universität Zürich und briefliche Mitteilungen.)  
Koch, Flurnamen der Gemarkung Thayngen, Diss. Bern 1926.  
Oettli, Deutschschweizerische Ortsnamen, Zürich 1945.  
Schweizerisches Idiotikon, Frauenfeld 1881 ff.  
Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Zürich 1888 ff.  
Wanner, Mundarten des Kantons Schaffhausen, Schaffhausen 1939.

---

<sup>13</sup> Durch Sprengung der Felsen und Stauung des Rheines sind die Stromschnellen heute verschwunden.

<sup>14</sup> cf. «Die Rheinau» in «Lyrik» von Urs Martin Strub.